...Schango-Grove angelehrt. Wir sehen also hier einen Doppelcharakter der Götter. Sie sind Geschlechtsgründer und als solche Götter der Geschlechtsverbände, gleichzeitig aber hat jeder Einzelne ein besonderes Ressort in der Natur (Gewitter, Pocken usw.).

Die Entstehung des Naturdienstes aus der Ahnenverehrung ist hier also ganz klar. Das Leben zeigt bei den Joruben noch heute, was Cunow aus den alten Hymnen der indischen Arier feststellte. Die ethnologische Betrachtungsweise zeigt sich der reinsprachlichen Wertung alter Texte überlegen. Am Beispiel des indischen Sonnengottes Indra zeigt Cunow die Wandlungen des Stammgottes der Trihsu zum führenden Kriegsgott der siegreich vordringenden arischen Eroberer. Nach Niederwerfung der Dravida (Ureinwohner von Indien) werden die viehzüchtenden Nomaden zu seßhaften Bauern. Der Gewittergott Indra, der Kriegsgott und „Kuhbefreier" wird zum friedlichen Somatrinker (Soma: berauschendes Getränk) und zum Sonnengott, der die Felder bescheint und nicht mehr als grimmiger Donnergott gegen die Feinde stürmt.

Wiederum bietet uns Afrika eine Parallele. In sehr geistreichen Bemerkungen unter Beibringung eines zahlreichen Legendenmaterials beleuchtet Frobenius die Wandlungen und Beziehungen des mächtigen Donnerers der Joruben Schango. Dieser Gewittergott weist verwandte Züge auf mit dem germanischen Donar oder Thor. Er führt den Hammer, er schleudert Donnerkeile und er wird widderköpfig oder in Verbindung mit dem Schaf dargestellt.

Widderköpfige Sonnengötter finden wir im ganzen Sudan und selbst in Fessan, einer Oase am Nordrand der Sahara, wird noch heute die Sonne als Widder verehrt. Auch in Aegypten sehen wir Beziehungen von Schango zum Jupiter Ammon, dem mächtigen Sonnengott, von dem Alexander der Große sich abstammen ließ. Und dieser Sonnenherrscher verdrängte den Gewittergott Mine, der mit einem Doppelbeil (Hammer) gedacht wird.

„Wir sehen dasselbe Bild vom Norden Europas bis zum Westen Afrikas aufsteigen, wir sehen eine alte, mächtige Kultur, die im Heldentum gipfelt, wieder aufragen, und wir kommen zu jenem eigenartigen Schlusse, den heute wie Schrader und Hahn gefunden haben. Wir kommen nämlich zu der „Wahrscheinlichkeit, daß der Schafzucht für die älteste Zeit noch eine größere Bedeutung als der Rinderzucht eingeräumt werden muß, daß also das Schaf vielleicht das älteste Haustier der Indogermanen ist". Und wie verhält es sich hiermit: Gilt nicht das Schaf als eingeführt aus den nördlichen Ländern Afrikas? — Nun die andere Frage: Unter welchen Zeichen zogen die Sedanne einst nach Mitti hinab? Was heißt es, daß der vedische Indra noch als Widder dargestellt ist, und daß im Tirik-Rahme dem Kaiser von Indien ein Widder beratend zur Seite steht?" (Aus Frobenius „Und Afrika sprach", S. 221.)

Wir sehen also eine ähnliche Entwicklung in den verschiedensten Erdteilen. Ueberall geht der Weg vom Ahnendienst zum Naturkult, sei es, daß ein herrschender Ahnengott zum Gewittergott und dann zum Sonnenherrscher wird wie bei Indra; sei es, daß ein herrschender Ahnengott durch einen anderen verdrängt wird wie in Aegypten und in Jorubaland, wo der Donnerer Schango in unseren Tagen dem Himmelsgott Opalala weichen muß. Ein dritter Weg zeigt sich uns in Peru. Hier wird der Stammesgott der herrschenden Inkas zum Sonnengott und die Whaka (Ahnen) verwandeln sich in Beschützer der Dorfmark. Der Geschlechtsverband löst sich auf in die Dorfschaft.

Trotz aller Verschiedenheit im einzelnen sehen wir überall den gleichen Zug der Entwicklung. Zu begreifen sind die Veränderungen der religiösen Ideenwelt aber nur in Verbindung mit den Wandlungen der Wirtschaft. Gerade bei den Naturvölkern ist dieser Zusammenhang verhältnismäßig klar und einfach. Die gesellschaftlichen Zustände sind (trotz der Kompliziertheit der Familienorganisation und der verwirrenden Vielheit der Namen) durchsichtig. Mit der Spaltung in Klassen, mit der Herausbildung größerer Staaten, mit der Verknüpfung verschiedener Völker und Gebiete wird auch die Religion und ihre Wechselwirkung mit der ökonomischen Entwicklung komplizierter. Die Naturreligion wird zur sozialen Religion. Der Windgott Merkur der Griechen wandelt sich zum Gott der Händler und Diebe. Der Kriegsgott der Juden Jahv (Jahve, Jehova) wird zum allmächtigen Weltgott der Christen.

Die Umbildung von der Stammes- zur Weltreligion ist aber nur zu verstehen, wenn man die niederen Stufen der Entwicklung kennt. Zahlreiche Reste des Geister- und Ahnenkults haben sich bis in unsere Tage in der Religion, dem Aberglauben erhalten und zeugen dafür, daß das Judentum und die christliche Religion nicht außerhalb der Entwicklung stehen, sondern Zweige sind am Baum der allgemeinen religiösen Entwicklung. Christentum und Heidentum sind nicht dem Wesen nach verschieden, sondern nur verschiedene Stufen auf demselben Wege.

Bei den Naturvölkern gilt der Satz: Alles Natürliche ist religiös. Die Wissenschaft unserer Tage kehrt diese These um: Alles Religiöse ist natürlich. Es ist der Ausdruck einer bestimmten Höhe der menschlichen Kultur. Der Glaube wandelt sich mit der Form der Gesellschaft. Eine Wurzel der Religion nach der andern stirbt ab. Eine Wissenschaft nach der andern löst sich aus den Banden der Theologie. Zwar bringt der Kapitalismus den Kirchen als Hochburgen der herrschenden Klassen vielfach neue Kraft. Die Existenzunsicherheit des sinkenden Kleinbürgertums, die Unklarheit und Dumpfheit gedrückter Arbeiterschichten und endlich die Müßigkeit reichgewordener Intellektueller und überfeinerter Genießermenschen täuschen vielfach eine religiöse Wiederbelebung vor.

Zur Beseitigung überlebter Traditionen und überholter Denkweise können die von Cunow in klarer gemeinverständlicher Sprache dargestellten Ergebnisse der ethnologischen Religionsgeschichte viel ... Gebräuche aus bieten in den Geschwistern und die Festzeite der Naturvölker ein. Dies ist im Zeitalter des Imperialismus besonders wertvoll, zumal dem Arbeiter die Kenntnis der Kolonialvölker schwer zugänglich ist. Gleichzeitig bietet die Schrift ein gutes Vorwort zu Kautskys „Ursprung des Christentums". Sie ergänzt wertvoll die Ausführungen ihres Verfassers in seiner Broschüre: Theologische oder ethnologische Religionsgeschichte (Ergänzungsheft zur Neuen Zeit, Nr. 8). Auch die Darlegung von Paul Lafargue über „Ursprung und Entwicklung des Begriffs der Seele" (Ergänzungshefte zur Neuen Zeit, Nr. 6) erhalten durch die betreffenden Abschnitte bei Cunow wichtige Erläuterung.

Die ethnologische Geschichtsschreibung der Religion auf marxistischer Grundlage hat noch große Aufgaben zu erfüllen. Das Cunowsche Buch ist erst ein bescheidener Anfang. Das Studium des Werkchens wird aber nicht nur lohnend durch die Erkenntnis der Entwicklung der Religion, sondern die Wirtschaft der Naturvölker wird dem Leser an zahlreichen Beispielen veranschaulicht. Die Darstellungen von religiösen Bräuchen und Festen sind auch an sich interessant und oft nicht ohne poetischen Gehalt. Diese künstlerische Seite der religiösen Vorstellungswelt wird erst völlig gewürdigt werden können, wenn der Gottesglaube nicht mehr zur Fesselung der unterdrückten Klassen dient. Dann erst wird man die Wahrheit des Wortes erkennen: Gott ist das allerschönste Märchen.

O. Jensen

31]

In schlimmen Händen

Roman von Erich Schlaikjer

Asmussen stand hoch aufgerichtet, als hätte etwas mit einem Schlage seine Muskeln gespannt. Unter den buschigen Augenbrauen flammte der Zorn.

„Wer ist hier so gemein gewesen?"

„Ich sage es nicht."

„Sie müssen es mir sagen!"

„Niemals!" Dagmar schüttelte entschlossen den Kopf.

„Ich will es aber wissen!"

„Ich sage es nicht."

„Sie haben die Pflicht, es mir zu sagen. Ich will wissen, wer in meinem Hause Unrecht tut."

„Sie erfahren es nie."

Asmussen ging an das kleine Fensterchen und sah in stummem Schmerz in den Hof hinab.

„Seien Sie doch nicht so traurig, lieber Herr Asmussen. Wenn ich weg bin, können diese Menschen mir nichts mehr tun. Sie sind gegen mich so gut gewesen."

Asmussen wandte sich um.

„Bitte, nennen Sie mir die Person."

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn ich Sie nun aber darum bitte!" Er stand vor ihr und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Wollen Sie mir versprechen, daß Sie nie etwas davon verraten?" Sie blickte zu ihm auf.

„Ich verspreche es nicht gern, wenn es aber sein muß—"

„Daß Sie die Person nie etwas fühlen lassen? Es muß unser Geheimnis bleiben."

„Ich verspreche es."

„Es ist Stine Andresen gewesen."

Asmussen schüttelte in wortlosem Entsetzen den Kopf und ging ans Fenster zurück. Nun konnte Stine nicht vertragen, daß Dagmar die Wirtschaft führte. Und mußte so häßlich sein!

„Erzählen Sie mir, wie es gekommen ist." Er war ruhig geworden, seitdem er etwas Bestimmtes vor sich hatte.

„Sie dürfen aber Ihr Versprechen nie vergessen, auch wenn ich fort bin."

„Erzählen Sie nur."

„Ich hatte die Fenster aufgemacht, um frische Luft hereinzulassen. Ich selber stand am Fenster. Auf der andern Seite kam der „große Klaus" die Straße herunter. Er lachte unverschämt zu mir herüber. Ich weiß, daß er ein schlechter Mensch ist und daß Sie ihm die Wirtschaft verboten haben. Ich wollte mir das nicht von ihm gefallen lassen und schlug ihm beide Fenster vor der Nase zu. Da kam Frau Andresen über den Markt und machte gleich ein böses Gesicht, wie sie mich sah. Ich nahm die Zeitung, weil ich lieber gar nicht mit ihr reden wollte. Als sie hineinkam, hatte ich Angst, daß sie mir etwas tun wollte, weil sie so ein böses Gesicht gemacht hatte. Ich sagte darum gleich, daß Sie nicht zu Hause seien; ich weiß ja doch, daß sie mit Ihnen reden will und ich dachte, dann geht sie vielleicht gleich wieder fort. Da fing sie an, daß ich erst hätte grüßen müssen und daß ich von schlechter Herkunft sei. Das konnte ich nicht aushalten und lief hinauf. Ich lief hierher, weil ich nicht wollte, daß das Mädchen mich finden sollte. Ich bin dann zuletzt wahrscheinlich vom Weinen müde geworden und bin eingeschlafen. Das kann ich selber nicht mehr sagen."

Asmussen hatte aufmerksam zugehört und dann und wann durch ein Nicken begleitet.

„Und wegen dieser Kleinigkeit wollen Sie das Haus verlassen?"

„Es ist für mich keine Kleinigkeit." Dagmar schlug die Augen nieder.

„Sehen Sie denn nicht, was Sie mir damit antun?"

„Ihnen?" In ihren Zügen malte sich ein erschrockenes Staunen.

„Die Gäste haben Sie alle gern. Wenn Sie nun mitten in der Zeit weglaufen, bringen Sie mich in eine unangenehme Lage. Ich hätte Sie vor Kränkung doch schützen müssen. Die Sache ist um so schlimmer, als ich ja den Grund Ihres Fortgehens nicht verraten darf. Was wird man dann von mir denken?"

„Daran habe ich nicht gedacht. Ich wollte Sie gerade von Sorgen befreien." Es kam leise und etwas beschämt.

„Wenn Sie das wollen, bleiben Sie oder gehen Sie zum mindesten erst, wenn Ihre Zeit um ist."

Ihre Finger spielten mechanisch mit dem Kissen. Sie war offenbar unschlüssig geworden.

„Hier ist meine Hand! Schlagen Sie ein und vergessen Sie."

„Aber Sie dürfen Ihr Versprechen nicht vergessen."

„Stine wird von mir keine Silbe zu hören bekommen."

„Auch nicht, wenn ich einmal fort sein werde?"

„Auch dann nicht."

„Dann ist es gut."

Dagmar faßte die Hand, die er noch immer hinhielt. Es war wie an jenem ersten Morgen, als er ihr die Hand zum Willkommen gereicht hatte. Sie war ja auch bereits fort gewesen und kam nun wieder zurück. Und wie damals ließ Dagmar ihm die Hand sehr lange. Asmussen wußte so wenig etwas zu sagen wie sie selber. Er faßte ihre Hand so treu und warm und hielt sie fest. Es lag ein Schwur darin, daß niemand auch nur ein Haar auf ihrem Haupte krümmen dürfe. Dagmar fühlte, daß sie fortan in diesem Hause wie ein Heiligtum verehrt werden würde. Ihre Augen waren tief und dankbar.

Als sie hinunterkamen, waren die ersten Gäste bereits da. Dagmar wurde stürmisch begrüßt und nahm fröhlich ihre Arbeit auf.

*

Der November brachte klaren Frost und bittere Kälte. Die Luft in den Straßen war eisig. Frau Carlsen mußte das Brennmaterial hart angreifen, um in der alten Stube das gewohnte Idyll des Behagens zu schaffen. In den Wohnungen der Armen fror man und sah dem harten Winter mit Bangen entgegen. Die Wohltätigkeitsvereine der Stadt hatten alle Hände voll zu tun, um der so plötzlich hereinbrechenden Not der Kälte zu steuern. Wohlhabende Leute traten überdies zu einem Komitee zusammen und nahmen Brennmaterial als milde Gaben entgegen, die sie an die armen Leute weitergaben. Und trotz alledem ging die Not durch manches kleine Heim. In den bürgerlichen Wohnungen aber brannte lustig und siegesgewiß das Feuer. Wenn dazu am Nachmittag der Duft des frischen Kaffees durch die Stube ging, fühlte man sich geborgen und genoß ruhig den Segen der Wohlhabenheit.

Aber kalt war es allerdings; es war grimmig kalt. In den nicht geheizten Stuben, die nur ausnahmsweise gebraucht wurden, waren die Fenster von dicken Eiskrusten bedeckt. Die Scheiben waren von der Helle des Tages wie grauweiße Milchscheiben durchleuchtet. Wenn die Magd am Morgen in der Wohnstube erschien, um mit steifen Fingern das Feuer anzumachen, waren auch hier die Fenster dicht zugefroren; und erst im Laufe des Vormittags schmolzen die strengen Blumen des Winters mit der zunehmenden Wärme in mildem Wasser dahin. Von den Dachrinnen hingen große Eiszapfen herab. Die Schuljugend hielt ihre warmen Lippen an die eisernen Geländer der Treppen und Brücken. Sie mußte aber mit dem Wegnehmen eilig sein, sonst froren sie fest an und eine dünne Hautschicht mußte geopfert werden. In den Krämerläden fingen die Lehrlinge und Handlungsgehilfen an, unter dem Froste zu leiden. Sie erschienen hinter dem Ladentisch mit dicken roten Händen. Am meisten aber hatten die Fischer durchzumachen. Die Segel und ihre eigenen Kleidungsstücke waren so fest gefroren, daß man sie brechen konnte. Die Nächte auf dem Meere waren unerträglich. Wenn der Wind scharf einsetzte, war es, als hätten sie überhaupt keine Kleider an. Die nassen Taue aber verwandelten sich sozusagen unter ihren Händen in Eis.

Bei alledem aber war es ein lustiges Wetter. Die Erde war so fest und hart gefroren, daß alle Keime der Verwesung darin töten glauben mußten. Die klare Winterluft wirkte wie ein Stahlbad auf die Nerven. Die Kälte gab alten Leuten den Rest; aber gesunde Menschen machte sie froh. Die jungen Damen erschienen auf der Straße in Pelzjacketts und Boas. Der Atem stand ihnen wie eine Rauchwolke vor dem Munde. Wenn sich aber zwei begegneten, trippelten sie mit den Füßen und lachten fröhlich und übermütig. Es waren lustige Strapazen, die sie durchzumachen hatten. Und kamen nicht bald die Maskenfeste und die Bälle und die Abendgesellschaften mit Punsch und Pfänderspielen und heimlichem Händedrücken? Es lohnte sich schon, den frischen Krieg mit dem Winter zu führen.

Der Strandweg nach Waldeslust war zugleich ein gemauerter Steindamm gegen die Fluten der Ostsee. Hinter ihm und von ihm beschützt befanden sich tiefliegende Wiesen, die städtisches Eigentum waren. Wenn der Frost seinen klingenden Einzug hielt, wurden sie unter Wasser gesetzt und boten der „Welt" des kleinen Nestes eine Eisbahn von unübertrefflicher Güte. Die blanke Fläche war unendlich groß. Wer das allgemeine Gewimmel des Publikums meiden wollte, konnte leicht die Einsamkeit finden. Die Felder drüben unter dem Rande des schwarzen Waldes waren menschenleer. Sie waren so weit entfernt, daß ihre Einsamkeit durch keinen Laut unterbrochen wurde. Es fand sich aber nur selten einer, der in dieser Verlassenheit die öde Winterlandschaft genießen wollte. Man liebte die geselligen Freuden des Eises. Auf dem bevorzugten Felde krabbelte und wimmelte es wie in einem schwarzen Ameisenhaufen. Man glossierte die neuesten Stadtereignisse, man stichelte auf den lieben Nächsten, man flirtete mit den Damen und freute sich auf die Ueberraschungen kommender Winterfeste. Wann waren die jungen Mädchen wohl hübscher und anmutiger als auf dem Eise? Wenn die jungen Gestalten sich in den Hüften wiegten, wenn die eng anliegende Kleidung alle Formen hervortreten ließ und wenn der Eislauf die mädchenhafte Grazie ihrer Bewegungen in fröhlicher Vollendung zeigte. In manchem jungen Herzen war der Frühling an einem kalten Wintertage aufgegangen. Die Röte ihrer Wangen stammte dann nicht allein von der frischen Winterluft und sie hätten gern mit ihrem heimlichen Freunde die letzten Felder drüben unter dem einsamen Walde gesucht. Gerade ein solches Paar aber durfte sich nicht allzuweit von dem allgemeinen Winterlager des Städtchens entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau

Musik

Erster Streichquartett-Abend des Petri-Quartetts. „Sahal Es wird jedem hiermit das Seinige gegeben und wird hiermit in Pflicht genommen, und zwar so, daß man sich anheischig mache, bei Ehre sich auf das Beste zu verhalten, auszuzeichnen und gegenseitig zuvorzutun. Dieses Blatt hat Jeder zu unterschreiben, der bei der bewußten Sache mitzuwirken hat. Beethoven."

Nach Unterschrift dieses launigen Reverses durften die Quartettgenossen dann die Beethovenschen Quartette spielen. Die Herren Petri (I. Violine), Warwas (II. Violine), Unkenstein (Viola) und Wille (Violoncello) spielten gestern wieder, als hätten sie Beethovens Schrift mitunterschrieben. Bernhard Unkenstein war an die Stelle unseres Dresdner Kammermusikus Spitzner neu in die Vereinigung eingetreten; man kannte den trefflichen Bratschisten schon vom Wille-Quartett aus als ausgezeichneten, ernsten Kammermusiker.

Egon Petri, der vielseitig begabte Sohn Professor Henry Petris, gab gestern im Künstlerhaus das I. Klavierkonzert dieses Winters. Es wäre beinahe ungerecht, angesichts der außerordentlichen Entwicklung des Petrischen Geschwisterpaares nicht auch der großzügigen Mutter Katharina Petri zu gedenken, die die grundlegende musikalische Ausbildung geleitet hat. Egon Petri spielte gestern Klavier (er spielt auch virtuos Geige und ist Dirigent) und zeigte seine souveräne Technik vor allem in den Brahmsschen Paganini-Variationen, deren angehäuften klavieristischen und musikalischen Schwierigkeiten er voll gewachsen war. In der eingangs gespielten Weberschen D-Moll-Sonate fesselte er durch sein die großen Perioden der Komposition zusammenfassendes Spiel; die selten gespielten Weberschen Klavierwerke könnten mit ihrem leuchtenden Charakter, mit ihrer drängenden Energie und der wahrhaft genialen flüssigen Erfindung die oft recht einförmigen Konzertprogramme wertvoll beleben. ch.

Als Vorfeier zum Verdi-Gedenktage wurde gestern im Uebungsabende des Tonkünstlervereins des Meisters einziges Kammermusikwerk, das harmlose und liebenswürdige E-Moll-Streichquartett eindrucksvoll aufgeführt. Gelegentlich der vom Petri-Quartett für den 27. Oktober vorgesehenen öffentlichen Wiedergabe wird an dieser Stelle später auf das Werk eingegangen werden. — Des weiteren wurde auch eine Sonate für Violoncell und Klavier

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19131008/16
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft
DFG